

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Seiten in Umschlag. — Inserate werden die gewöhnliche Peritzzeit mit 1 Rgr. berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Endzeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Vierter Jahrgang.

No. 17.

Donnerstag, den 20. April.

1854.

Und Liebe, Seele aller Seelen,

Sie zieht in ihren Tempel ein.
(Rudolph Gottschall.)

Die Gräfin von Willhausen.

Erzählung

von

Adolf Stern.

Erstes Buch.

Ein seltsames Paar.

(Fortsetzung.)

2.

Das war ein Leben, welches mit der einbrechenden Nacht im Willhausener Schloß begann. Der Begleiter Graf Camillos, ein schöner junger Franzose, leitete die Anstalten, welche man zum Empfang des Herrn traf, ohne eigentlich zu wissen, ob er sein Stammhaus betreten würde. Die alten Möbeln, die Teppiche und Tapeten wurden abgestäubt, halb eingerostete Fensterladen aufgerissen und aufgestoßen, Staub und Lärm aller Art füllte die Gänge. Francois Marville ordnete an und befahl frisch darauf los, und die mitgebrachten Diener, größtentheils Kinder von Paris, gehorchten, während die seitherigen Schloßeinwohner verdrossen die Hände in den Schoß legten und neugierig zusahen. Der Tumult zog endlich auch die alte Gräfin von Willhausen Regeburg, Camillos Tante, und einer „Seitenlinie des regierenden Hauses“ angehörig, herbei.

Mit größter Verwunderung sah sie den jungen Mann an, der artig grüßte: „votre Serviteur Madame! — Mademoiselle!“ corrigirte er sich.

Die alte Dame, schon halb im Negligee, gerieth in die peinlichste Verlegenheit. Sie verstand das Französische nur theilweise, bei dem Lichte von Fackeln und Laternen konnte sie zu dem nicht erkennen ob der, welcher sie so ungenirt anredete, genug air noble besäße ihn einer Zwiesprache zu würdigen. Marville beachtete die kleinen Linien, welche die Runzeln auf dem Gesichte des alten Fräuleins durchkreuzten und lächelte fein.

„Pardon!“ sagte er achselzuckend. „Je ne parle pas allemand!“

Und damit wandte er sich ab, als wäre er selbstverständlich zu Ende. Gräfin Kunigunde von Willhausen Regeburg gerieth in Zorn, sie murmelte etwas, das wie „impoli“ klang, zwischen den Lippen, denn Zähne hatte sie nicht mehr. Besorgt schaute die Kammerfrau, welche gefolgt war, auf die gnädige Ungnädige — sie würde im Momente für die Freiheit des frechen Marville nicht viel gegeben haben. Und in der That war nur die allzugroße Ueberraschung Kunigundens schuld, daß die Gedanken an Peter Wenk und den Thurm von Willhausen gar nicht aufsteigen konnten.

„Der Herr Graf kommen!“ meldete der alte Jacob, welcher das Amt eines Portiers veriaß und

von seiner Dame mit dem romantisch abgeschmackten Namen eines Burgwarts beehrt ward. Hinter den Warten her trat allerdings Graf Camillo, noch erhitzt von dem im Hause des Tausendkünstlers stattgefundenen Auftritt, ein.

„Alles besorgt Francois?“ rief er noch unter der Thür.

„Nach Wunsche. Ich wußte zwar nicht ob Du überhaupt hierher kommen würdest, — indeß sind drei Zimmer für uns zubereitet. Ganz konnte ich freilich den alten Plunder nicht beseitigen!“

Gräfin Kunigunde erstarrte doppelt. Einmal, daß der freche Fremde, der ihr so impertinent sein „je ne parle pas allemand“ zugeworfen hatte, ein sehr reines und fließendes Deutsch zu sprechen wußte, — das anderemal, daß er mit ihrem Neffen, dem Serenissimus, auf so vertrautem Fuße, wie das Du voraussetzt, stand. Eben im Begriff, sich empört und mit Willhaußen Nezeburgischer Würde zu entfernen, wurde sie von Graf Camillo angedet.

„Ah! theure Tante! — Sie befinden sich wohl! Meine Ankunft, die allerdings plötzlich war, hat sie aus Ihren jungfräulichen Gemächern getrieben!“

Die alte Dame hatte zwar nicht wenig Mühe gehabt von ihrem Lehnstuhl bis zu diesem Tete a Tete zu gelangen, — sie fühlte indessen den Spott, der in Camillos Frage lag und entgegnete gereizt: „wenn ich hätte ahnen können, in welcher Weise mein gnädiger Herr Neveu im Schlosse seiner glorreichen Ahnen einzieht, — in welcher Weise er seine Tante begrüßt und“ — Kunigunde erhob hier die Stimme zu einer Art Gekrächz — „von seinen Gesellschaftern begrüßen läßt, — so würde ich geblieben sein, wo ich war!“

Ein sardonisches Lächeln umspielte den Mund Marvilles, Camillo brach auf gut deutsch in eine polternde Lache aus: „Nichts für unzutun chere tante; wir haben heute einen weiten Ritt gemacht und müssen uns erst wieder erholen, ehe wir die Würde unseres erlauchten Hauses — regierender und Nezeburgischer Seitenlinie — auf's Neue zu beobachten wissen. Gute Nacht für heute!“

Damit nahm er dem nächststehenden der zugassenden französischen Diener die Wachskerze aus der

Hand, winkte Marville ihn zu folgen und verschwand in einem der vorbereiteten Gemächer.

Gräfin Kunigunde ließ sich von ihrer vielgetreuen Kammerfrau, die ebenso betäubt von den Ereignissen des Abends wie ihre Gebieterin war, in den Theil des Schlosses, welchen sie seit zehn Jahren bewohnte, zurückführen. Die deutschen und französischen Diener zogen es vor in den Stuben, das Gesehene und Gehörte weiter zu besprechen als länger der Zugluft der Gänge ausgesetzt zu sein. Binnen kurzem war die Ruhe in denselben wieder hergestellt. —

„Adieu Herr Graf!“ rief Camillo als er sich mit dem jungen Franzosen allein befand. „Francois — lustig — der Mensch Camillo kommt jetzt daran!“

Marville schnappte sorgfältig den Niegel ab, dann meinte er: „Wäre es nicht doch vielleicht zweckmäßiger — ich will nichts gesagt haben — hier den Grafen einmal aus der Möbelskammer hervorzufuchen?“

„Verstellung?“ fragte Camillo verächtlich; „nicht daran zu denken. Mir ist das Fliegengeschmeiß schon so verächtlich, daß es mir ein Vergnügen gewährt zu zeigen: ich bin nicht wie sie!“

„Nun, wahrlich sie müssen es schon an Deinem ersten Auftreten gesehen haben. Du der Graf von Willhausen“ —

„Reichsfrei und souverain! Ich kann den ganzen Fischern am Strande die Köpfe abschlagen lassen!“

„Benimmst Dich so, daß sie nicht wissen werden, was aus Dir zu machen! Ein Gemisch von höchstem Stolz, von plebejen Ansichten, von Gelehrsamkeit und Wig, — nun mit einem Worte mein Freund Camillo, das geht über die Kräfte dieser deutschen Bären!“

„Schiltst Du wieder mein Volk? Sieh Dich vor, im Augenblicke spielt ihr in allem die erste Violine, wer weiß wie lange es noch dauert. In Deutschland beginnt sich's zu regen!“

„Sich's zu regen. Geistig! O ja — Friedrich von Brandenburg ist ein Freund französischer Literatur und Kunst wie Du. Professor Godiche in Leipzig stolziert mit Racines Rothurn und Voltaires Allongeperrücke, ohne daß er dem preussischen gekleisterten Boyf verleugnen könnte. Der ver-

rückte Mensch, den Du mit so vielem Interesse in Hamburg aussuchtest, der Klopstock."

"Klopstock" corrigirte Graf Camillo.

"Der Klopstock, — Welch' ein Wahnsinn in dem Geschreibsel, daß er Voeste nennt. Er repräsentirt das deutsche Volk im Bierrausch und ein wüster Kagenjammer wird nicht ausbleiben. Was ist der Messias gegen die pucelle d'Orleans!"

"Eine — wenn auch falsche — Protestation der menschlichen Seele gegen die Neigung alles zu negiren," erwiderte der Gefragte mit Bestimmtheit. Aus Klopstock spricht das Bewußtsein, daß es noch ein höheres gebe als das Lachen!"

"Ich glaube es nicht. In Dir aber regierender und souverainer Freund vermag ich mich heute abermals nicht zurechtzufinden. Diese ewigen Widersprüche" —

"Ganz natürlich!" fiel Camillo ein. "In stete Widersprüche, in nicht aufhörendes Schwanken muß ich kommen. Aus der Scylla der Begeisterung werde ich in die Charibdis der Entnüchterung geschleudert. So erst vorhin. Sieh Marville, der langweilige Viceregent dieses Fleckens Dreck, den sie ein Land nennen, erzählte mir, und zwang mich, ihn meine Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Wir gingen am Strande hin, da sah ich ein Mädchen! — ich sah nicht! ich erblickte sie, ich fühlte eine plötzliche Verwandtschaft mit Loth's Frau in mir. Auf die Stirn desselben — oder alle Zeichen trügen — hatte der Geist sein Siegel gedrückt, — ich dachte an Pallas Athene. Aber Freund denke — sie ist mit einem nichtswürdigen deutschen Schreiber verlobt.

"Mit einem nichtswürdigen Schreiber?" forschte Marville, der plötzlich ernster geworden. "Seltsam! War sie schön?"

"Ich weiß es nicht! ich glaube es aber; ich sah nur die Höhe der Seele, die auf der Stirne, den göttlichen Funken, der im Auge strahlte! Was murmelt Du?"

"Ich fasse den Zusammenhang dieser plötzlichen Erscheinung nicht. Es läßt sich schwer annehmen, daß Dir eine alltägliche oder auch ungewöhnliche Sinnenschönheit erschienen sei und Dich in diese Extase versetzt hätte. Wäre aber hier wirklich eine

Rose im Sumpf versunken, wie kam' sie dazu, sich an das schmutzige Schilf festzuklammern?"

"Vielleicht müßte sie sonst ertrinken! Sieh Francois, die Menschenbrut um mich herum schilt mich einen Träumer oder haßt mich. Nicht ein Haß ist es, der der Liebe gleich käme, eine glühende flammende Verachtung des Glenden wie ich sie in mir trage — es ist das giftige Kriechen des Melchee, den der Glanz ärgert und der sich windet, bis er es glücklich dahin gebracht hat ihn zu besudeln. Was erhält mich allein aufrecht? Nur ein Aberglaube! Ich glaube an das alte Dichtermärchen von der gleichgestimmten Seele. Unter dem Sterne, unter welchem der Mensch geboren wird, empfängt das Licht der Welt sein anderes Ich. Die Sehnsucht, dasselbe zu finden, ist der Trieb des Goeln in ihm und wohl dem, welchen es gelingt. Wohl denen, die wenigstens suchen. Sie sind es, die ich Menschen nenne, und für die ich das, was mir der Böbel abspricht, ein Herz habe. Von hunderttausenden gehören aber kaum hundert dahin. Marville! wenn in dem Mädchen mein anderes Ich läge?"

"Es käme ja eben auf den Versuch an!" sagte der Franzose. "Die erste Grundbedingung zum andern Ich, die Sympathie, ist vorhanden!"

"Genug davon!" rief Camillo wie von einem fröhlichen Gedanken erfaßt. "Gehen wir zu Bette, morgen früh erwartet mich der Staat!"

Fünf Minuten nach Beendigung dieses Gespräches sah der Amtsdirektor Peter Wenk, der sorgenvoll im Fenster seines Schlafzimmers lehnte, den Lichterschein im gegenüberliegenden Schlosse verschwinden.

3.

Vergebens warteten am andern Morgen die von Gräfin Kunigunde zur größten Pünktlichkeit beorderten Insassen des Schlosses Willhausen auf irgend einen Befehl aus den Zimmern, die Graf Camillo bezogen. Still und geräuschlos bewegten sich die mitgebrachten französischen Diener des Grafen hin und her; der ehrwürdige Hausmeister Gottfried, der sonst eine Person von höchster Wichtigkeit war, wurde von ihnen artig, aber bestimmt, um dies und jenes ersucht und im übrigen bei Seite ge-

schoben. Er versuchte verschiedentlich in das Allerheiligste, welches ein grämlicher Reiknecht bewacht hielt, einzudringen; sein graulockiger Kopf war indeß zur List, die hier allenfalls ein Schlüssel geworden wäre, nicht geeignet. Erst als zufällig die Thür eine Minute offen blieb, und der mit Marville am Frühstückstische sitzende Graf den Harrenden bemerkte, war es ihm vergönnt die Schwelle zu überschreiten.

Er wollte in eine Flut von Worten ausbrechen um seine Freude über die Rückkehr des gnädigen Herrn, die er wahr und ungebeugt empfand, laut zu machen. Aber der junge Gebieter, den er auf seinen Knien geschaukelt, schnitt ihm kurz das Wort ab: „Nun wie geht's. Alter? Immer noch rüstig? Immer noch Augen wie ein Luchs für jeden nichtswürdigen Schlingel, der Teller zerbricht und Würste stiehlt?“

„O ja! dem lieben Gott sei Dank!“ antwortete der Gefragte. „Aber wie befinden Sie sich gnädigster Herr! man hat so wenig von Ihnen gehört. Sie schreiben so selten.“

„Da siehst Du, Marville, wie verlassen dieses Nest ist! Oft schreiben soll ich, damit hier von mir gesprochen wird. Und die gute Stadt Paris unterhält sich manchmal einen halben Tag über ein Billet von mir. In richtiger Proportion müßte Willhausen drei Jahre lang genug daran haben!“

Während dieser französisch gesprochenen Betrachtung hatte Gottfried seine Luchsaugen eine Streife durch das Gemach unternehmen lassen. Die Koffer, welche das Gefolge seines Herrn mit sich gebracht, mußten bereits entleert sein, die vertrauten Wände sahen den alten Hausmeister so fremdartig an. Gemälde, griechische Götteraventuren nach Lucian darstellend, kleine Statuetten, eine Anzahl Bücher, kostbare Waffen und sogar musikalische Instrumente contrastirten nicht wenig mit den schwarzen geschmückten Möbeln und der Tapete, auf welcher plump genug eine Jagd eingewirkt war.

Graf Camillo durchwühlte die Gedanken des Alten. Er sagte, auf ein Portrait von Hirschgeweihen umrahmt hindeutend: „Der gewaltige Nimrod dort oben schaut sehr verwundert auf die Entführung der Europa. Ich wollte wetten, er beneidet den Zeus und vergleicht im Stillen die zierlich gewundenen Hörner

desselben mit seinen steifzubereiteten militairischen Knebelbarte!“

Gottfried war dem erhobenen Zeigefinger Graf Camillos mit dem Gesichte gefolgt. Erstaunt sah er das Bild, den schwimmenden Stier, welcher die Tochter des Ugenor trug, die nackten Nereiden und Tritonen und die Liebesgöttin. Er wußte sich den Zusammenhang, in welchen der gnädige Herr die unsaubere Scene mit seinem wohlbedenen Vorsatz und dessen Bild brachte, gar nicht zu erklären, und gab erst nach längern Grübeln den Versuch dazu auf.

„Du sollst mir jetzt einen Dienst thun, Gottfried.“

„Zu Befehl gnädigster Herr!“ sagte der Hausmeister sich dem Kaffeetische nähernd.

„Du sollst sogleich zum Amtsdirektor hinüber gehen und ihm sagen, ich erwarte ihn in einer halben Stunde spätestens!“

„Nein laß mich gehen!“ rief Marville, der bis jetzt schweigend dagehessen und sich an den zwischen Verlegenheit und Aerger schwankenden Blicken, die Gottfried auf ihn schoß, geweidet hatte. „Ich muß ja hier bekannt werden, da Du einmal über Nacht den verzweifeltsten Entschluß gefaßt hast, zu bleiben. Ich wünsche sehr die Bekanntschaft eines Manns zu machen, der Cato und Cicero in einer Person sein soll!“

„Von seiner Beredsamkeit habe ich noch nicht gesprochen,“ erwiderte Camillo trocken. „Wenn Du gehen willst, ist's mir ganz angenehm, — aber beeile Dich. Und sage dem Herrn, er solle eine neuere Perrücke aufsetzen, seine gestrige mißfiel mir total!“

Marville stand auf, rief einen der draußen umherlungernden Bedienten und ließ sich ankleiden. Indeß ergriff Gottfried die Hand des Grafen und führte sie an seine schmalen blutlosen Lippen: Sie wollen hierbleiben, gnädigster Herr? Wirklich! Wie glücklich werden sie dadurch alle machen. Das ganze Land wird sich freuen, und wenn sie erst eine schöne Gemahlin in das Schloß hereinführen — das wird einen Jubel geben!“

Unwillig zog Camillo die Hand zurück und trat, den betroffenen Hausmeister keines Blickes mehr würdigend, an das Fenster. Hier murmelte er: „Giebt mir der Alte nicht ein herrliches Bild von den Hundeeigenschaften der Menschen. Sie kennen

mit kaum den Namen nach, sie haben mich seit meinem zehnten Jahre nicht gesehen und beucheln Freude über meine Heimkehr und mein Bleiben. Tante Kunigunde scheint doch noch einen Tropfen edeln Bluts in sich zu haben, sie schnitt dem chern neben ein Gesicht! — Eine Gemahlin heimführen! Mit Jubel? Ja, ja, so sind sie! Einen fetten Hochzeitsbraten, einen Fastnachtsdienstag und dann das ganze Leben dünne Bettelsuppen gegessen, Aichermittwoch gespielt! Laßt's nur nach mir gehen, — ich will eine Gemahlin heimführen, daß ihr nicht jubeln werdet!"

Rasch sein Selbstgespräch abbrechend drehte er sich herum und rief dem fertigen, abgehenden Marville nach: „Keine Streiche Francois! Verliebe Dich nicht in die sechzig sommerliche Jungfräulichkeit meiner Tante. Es würde eine höchst tragische Geschichte! Sie eine hochadelgeborne von Willhauien Neßburg, Du ein Bürgersohn von Bordeaux!"

Marville lachte und schnitt ein zweites Capitel Ermahnungen auf den Weg mit dem Aufschlagen der Thüre ab. Camillo wandte sich an den mit Thränen in den Augen dastehenden, von dem Erlebten und Vernommenen auf das mächtigste erschütterten, Gottfried und befahl: „Mach', daß Du fortkommst! Da hier ist ein Ducaten, — denn die Prinzessin drüben bezahlt Dich doch für Deine Berichte mit Heller!"

Fast mechanisch nahm der Hausmeister das Dargereichte und entfernte sich. Draußen in der Gasse, wo er sich un beobachtet glaubte, kniete er nieder und sprach still und inbrünstig vor sich hin. Als er wieder aufstand und den Weg nach der herrschaftlichen Küche forwogte, bellte ihm Camillos größter Rüde entgegen. Er bemerkte auch am äußersten Ende des Ganges einen schnell verschwindenden Schatten.

Graf Camillo war ihm nachgefolgt. Mit jenem bittern Lächeln, welches in steter Folge sein schönes Gesicht überflog, hatte er das Gebet Gottfrieds beobachtet und machte, in sein Zimmer zurückgekommen, dem heftigsten Unmuthes Lust: „Da kniet der Narr und bittet für mich zu seinem Gott! Und was bittet er! daß der Herr mich mit seiner Gnade erleuchten, das ist, eben solchen alltäglichen, steifen und dummen Purischen aus mir machen möge, wie sie alle sind. — Soll mich denn die Verzweiflung noch wahnsinnig

machen! Selbst Marville? — Seine Genialität ist doch auch unterwürfig, und bei dem besten Einfalle denkt er zuerst an meine Gunst — oder Freundschaft! Soll ich jetzt endlich Befriedigung finden. Oder war der Gedanke, der mich beim Anblicke dieses Mädchens mit wahrer Wuth überfiel, auch nur Täuschung?"

Den heißen Kopf in beide Hände pressend, starrte er durch die Scheiben. Eine Aussicht auf den Schlossgarten in altfranzösischem steifen Reichthum mit verwilderten Gängen und wuchernden Larushecken, weiterhin über eine Fläche Geestland, endlich auf die Dämme und das Meer bot sich ihm dar.

„Wie möchte es sich doch ausnehmen, wenn der gebändigte Riese einmal über die Ketten dort hereinschläge. Ich habe von Orkanen gehört, die ganze Stücke Land verchlungen haben. Möchte wohl einen solchen mit ansehen!" dachte er.

Marville, welcher durch den Garten kam und mit größter Achtsamkeit die Dornen und überhängenden Zweige vermied, rief ihn an. Er öffnete das Fenster und fragte hinunter: „Nun Francois? Wo liehest Du denn den Herrn Amtsdirektor?"

„Wo ich ihn ließ! Frage vielmehr wie ich ihn ließ. In Angst und Verzweiflung. Als ich ihm Deinen Einfall mitgetheilt hatte, ward er bestürzt und sprach von der Gewohnheit der Audienz um zehn Uhr. Ich suchte die Achseln und meinte, Du habest sogleich befohlen und leist nicht dafür, daß man verrottete und verrostete Gewohnheiten deinen Anordnungen entgegensetze." Darauf entschloß er sich zum Ankleiden. Er war nämlich im barbarischen Neglige. Das warme Wasser zum Barscheeren wird er wohl sparen können, der Schweiß rann an ihm stromweis an dem Kinn herunter!"

Ein anmeldender Diener rief Camillo vom Fenster, er gewann nur noch Zeit hinunter zu rufen: „Beeile Dich — Cato kömmt!"

Der mit größter Unterwürfigkeit eintretende Peter Wenk wußte sich gleichwohl eine gewisse Würde zu wahren. Jenes unnachahmliche etwas, das man amtlich zu nennen pflegt, verfehlte auch den Eindruck auf Camillo nicht, er erhob sich mindestens leicht aus dem Sessel und winkte dem Amtsdirektor Platz zu nehmen. Ghe noch Francois Marville

heraufgelangte und Peter Wenk seine Anrede halb zu Ende gebracht hatte, fand der junge Graf seinen Gleichmuth wieder und musterte die alifränkische Halskrause seines ersten Beamten mit unverhohlenem Spott.

„Ihr habt, mein Lieber, den Ruf etwas früh gefunden! Vermuthlich sind die Rechnungen noch nicht in Ordnung! gebt sie getrost her — ich unterschreibe sie ohne sie durchzusehen. Ich war gestern Abend etwas barsch gegen Euch — ich mache wett!“

Peter Wenk's Stimme zitterte als er entgegnete: „Von meiner Verwaltung, Herr, bin ich bereit, zu jeder Stunde Rechenschaft abzulegen. Thue Recht, so scheust Du Niemand. Und wett zu machen ist mir, dem Diener gegenüber, auch nichts!“

Camillo sah mit einiger Theilnahme zu dem im Bewußtsein seiner Rechtlichkeit so beweienden stolzen Manne. Er stieß hastig heraus: „Zum Vortrag wenn's beliebt. Was liegt vor?“

„Ein ausführliches Heft habe ich Jahr für Jahr während der zwölfjährigen Regierung Eurer Gnaden — in der Sie das Land nicht sahen — geführt. Es befindet sich in der Kanzlei!“

„Davon kommen neun Jahre auf meine Vormundschaft und kümmern mich nicht! Die drei übrigen Jahre lasse ich auf Euren Conto und unterschreibe nie gesagt alles. Aber nun zur Sache. Wie steht es mit dem Doldenburgischen Handel wovon Ihr so vieles Geschreibe nach Paris gemacht habt? Ist er erledigt?“

„Die Anordnung, welche Eurer Gnaden mir zukommen ließen — war so unleserlich — so unbestimmt!“

„Du dictirtest sie auf einem Valle der Frau von Pompadour,“ warf Marville, der sich bisher still verhalten, ein. „Wir waren von Wein und Geist sehr müd. Marquis Arout hatte sein neuestes Trauerspiel kurz vor dem Valle uns gelesen und Du entscheidest über den Regierungshandel beim letzten Glase Champagner!“

Der Amtsdirektor warf nach dieser spielend gegebenen Erläuterung einen langen schmerzlichen Blick auf Camillo, der eine kleine Verlegenheit denn doch nicht zu verbergen wußte. Er verdeckte dieselbe mit der wiederholten Frage: „Ist alles erledigt?“

„Nein! Ihr Bescheid war für uns zu ungünstig!“

„Ei was!“ brauste Camillo auf. „Wie heißt das deutsche Sprüchwort: ein magrer Vergleich ist besser denn ein fetter Prozeß? Das laßt Euch, gesagt sein, Herr Wenk. Im übrigen nur noch eine Frage: Ihr kennt hier die Ziegel auf dem Dache, wißt ihr, oder vermögt ihr in Erfahrung zu bringen, an welchem Tage die Tochter des Andreas Slydei, des Tausendkünstlers, geboren ist?“

„Das kann ich sagen. Sie hat zufällig mit Eurer Gnaden einen Geburtsstag: den zehnten Mai. Sie ist“ —

Verblüfft schaute Herr Peter Wenk die Wirkung, welche seine einfache Auskunft hervorgebracht: Graf Camillo ward bald roth, bald blaß und hielt sich zitternd an die Lehne seines Stuhls. „Geh!“ rief er dem Amtsdirektor zu.

„Wegen des Abgesandten nach Frankfurt wollte ich ganz gehoramt noch erinnern haben. Der Landschreiber“ —

„Ist der Amtschreiber Weimann zuverlässig?“ forschte Camillo rasch.

„Ich weiß nicht — der Landschreiber hat das ältere Recht“ —

„Ich achte aber ältere Rechte nicht!“ donnerte Camillo. „Heinrich Weimann mag sich bereit halten, morgen nach Frankfurt zu reisen!“

Peter Wenk machte keinen Versuch weiter zu Einwendungen. Gramgebeugt verließ er das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Emanuel Rauff.

Blüthe und Asche.

Reich zum Abschied mir die Hand,
Einen Kuß verlang' ich nicht;
Asche ist mein Herzensbrand,
Blüthe noch Dein Angesicht!

Asche — welch' ein Trauerklang!
Blüthe — welch' ein Freudelaut!
Lebe wohl, mir ist so bang —
Gute Nacht! — Du stumme Braut.

Nenne Deinen ersten Sohn
So, wie Du mich oft genannt,
Und erzähl' ihm einst davon:
Blüt' und Asche sei verwandt!

Längst vorüber.

Einsam wandl' ich durch die Straße —
 Düster flackert die Laterne —
 Mitternacht ist längst vorüber —
 Todtenstille — keine Sterne.

Dort ihr liebes Blumenfenster,
 Wo wir weilten einst so gerne —
 Schweige Herz — s'ist längst vorüber!
 Todtenstille — keine Sterne!

Des Lootsen Lied.

Ich bin wohl der feste der Lootsen!
 Ich rufe mit Liedchen im Sturm;
 Und wenn alle Wogen mir trogen,
 Da steh' ich erst recht wie ein Thurm!

Wenn grollend die Wogen aufbrummen,
 Und feuert ein Schiff das Signal:
 Da hör' ich im Herzen was summen
 Wie tollender Würfel Gefall.

Hinaus in mein Boot! will sie retten!
 Das ist dann Gevanken und That;
 Wer fahn ist, zersprengt alle Ketten —
 Die That ist der herrlichste Rath.

Und hab' ich sie sicher im Hasen,
 Und donnert's im wolkigen Belt:
 Da leg' ich mich wonniger schlafen
 Als irgend ein Mensch in der Welt!

Lied um Lied, wie Well' um Welle.

Alles, alles kann ich lassen,
 Nur das Dichten nie und nimmer!
 In den Wäldern, in den Straßen,
 Mitten Nachts, bei Sonnenschimmer
 Sprudelt mir aus inn'rer Quelle
 Lied um Lied, wie Well' um Welle!

Mag mich alle Welt vergessen,
 Mich umstarren eine Haide —
 Mag der Himmel mich durchnässen,
 Ziehn das Blüthschwert aus der Scheide:
 Dichten würd' ich, dichten müßt' ich!
 Gleichviel wo, die Muse küßt mich!

Du, Natur, hast mir's gegeben,
 Und kein Mensch soll's je mir nehmen!
 Süß ist mir das Höherstreben —
 Wer will meine Flügel lähmen?
 Schäume, sprudle Dichterquelle
 Lied um Lied, wie Well' um Welle:

Die französische Malerschule im Louvre.

Von

E. Delecluze.

(Aus dem Journal des Debats.)

(Schluß.)

Zweiter Saal. G. Lesueur und Poussin richteten also ihren Sinn auf die schönen Zeiten der italienischen Schule, ja selbst auf die Kunst des Alterthums, während G. Le Brun die gesammte Schule, welche er gebildet hatte, die Maler wie die Bildhauer, auf den Pfad des Verfalls drängte, welchen er selber eingeschlagen hatte.

Sein vornehmster Schüler, J. Jouvenet (1644 — 1717), gehorchte dem von seinem Lehrer erhaltenen Impulse und beschleunigte ihn selbst noch. Ich weiß nicht, ob Jouvenet mit den Gemälden des Masaccio und Raphaels, und mit den Werken des Alterthums, um die man sich zu seiner Zeit schon sehr bekümmerte, völlig bekannt war; aber es ist außer Zweifel, daß die großen Kunstwerke des Guercino, Pietro de Cortona und Carlo Maratte das Ideal gewesen sind, auf welches all' sein Sinnen, alle seine Studien, alle seine Wünsche gerichtet waren. Auch ging die französische Schule, die gewissermaßen damals entstand, mit dem eben von mir genannten letzten großen Künstlern der italienischen Schule bereits eines gleichen Schrittes dem Verfall entgegen.

Jouvenet ist ein Maler, dem man den Vorwurf machen kann, er sei zu geschickt gewesen; seine Hand arbeitete mehr und Tüchtigeres als sein Gedanke, der seinem Pinsel gehorchte, statt ihn zu leiten, und er hat es immer mehr darauf angelegt, die Menge in Erstaunen zu setzen, als den Beifall seiner Kenner zu erwerben. Die Geläufigkeit dieses Künstlers war wunderbar, und ihm ist nie eine Schwierigkeit der Kunst als eine Schwierigkeit erschienen. Für seine complicirtesten Compositionen hatte er einen Apparat von Linien, die sich von selber zu durchkreuzen und zu ordnen scheinen. Seine Zeichnung ist stets mit einer Kühnheit sonder Gleichen hingeworfen, und kein anderer ist bei dem Vertheilen der Farben auf die Leinwand seines Pinsels so sicher gewesen wie er. Aber welch' ein Unterschied, wenn man, nachdem man sich eben der zarten Gemälde G. Lesueur's und Poussin's Werke, welche das Gemüth erwecken, den Geist entzücken, und selbst den Blick derjenigen läutern, die sie anschauen, erinnert hat, selbst das Meisterwerk Jouvenet's zu Gesicht bekommt! Diese übertriebene Ausdrucksweise, diese vulgären Physiognomien, diese zugleich harte und weiche Zeichnung, diese gleich gelbliche Farbe, und insbesondere der gänzliche Mangel an Unter-

scheidung in den besten Werken dieses Malers, sein reizendes Portrait: Bourdaloue in Gedanken vertieft, ausgenommen, daß sind alles sehr gewichtige Fehler, und es hat mich immer gedäucht, daß die Werke dieses Künstlers, die seit einigen Jahren so eifrig im Louvre copirt werden, nichts weniger als lautere Modelle sind.

Vier Gemälde dieses Meisters befinden sich im zweiten Saal aufgestellt. Auf den beiden größten ist Jesus Christus dargestellt, wie er die Kranken heilt; auf den anderen steht man die Magdalene und eine Himmelfahrt. Was die verschiedenen Werke betrifft, die sie umgeben, so sind das die heilige Cäcilie, von Mignard, die ein wenig zu geleckt ist*), wie man schon zu seiner Zeit sagte; vier kleine Geschichtsbilder von Noel Coypel, von welchen sich weder Gutes noch Böses sagen läßt; eine, wenn auch ein wenig trockne, doch ziemlich niedliche Landschaft von Patel, und die, von S. Rigaud sehr gut gemalten vereinten Portraits von Le Brun und Mignard.

Dritter Saal. Da befinden sich ein Paar Gemälde, die sich sofort unter der gesammten Umäbung bemerkbar machen; das eine stellt Heinrich III. dar, wie er den Heiligen-Geist-Orden stiftet, das andre Heinrich IV. auf seinem Throne, wie ich glaube, Gesandten empfangend. Sie sind von Francois de Troy (1645—1730), einem Zeitgenossen Jouvenets. Aus beiden Werken leuchtet ziemlich die Schule der Carraccio's hervor, auch sind ihnen ziemlich ernste Unkorrektheiten in der Zeichnung nachzuweisen; doch herrscht in ihrer Composition ein gewisse Originalität, die gleich sehr in der Haltung und Physionomie der Personen, in dem Colorit, das fern, pikant und wahr ist, und selbst in dem allgemeinen Effect glänzt. Nächst Valentin zeigt sich F. de Troy, mindestens in diesen beiden Compositionen, als der beste Colorist unsrer Schule.

Da haben wir, was man ein großes Kunstwerk nennt. Es ist eine Composition von Antoine Coypel (1661—1722); ich habe mir aber, nachdem meine desfallsigen Erkundigungen fruchtlos geblieben waren, vergebens den Kopf zerbrochen, sein Sujet zu errathen. Unter einer Menge Personen in natürlicher Größe bemerkt man drei Frauen in leidenschaftlicher Aufregung und im tiefsten Kummer, während die Acteurs, welche sie umgeben, und einander in theatralischer Weise gegenüber gestellt sind, eine conventionelle Haltung des Leids oder des Erstaunens haben, wie am Ende eines Actes von einem Melodram. Ueberdem ist bezüglich der Composition, der Zeichnung und des Colorits kein Werk in

*) Im Französischen, um nebenbei ein Wortspiel zu machen: trop mignarde.

den von uns besuchten Sälen so schwach, so manirirt, so unwahr, und die einzige nützliche Bemerkung, wozu es uns Anlaß giebt, ist die, daß der Zeit, wo dieß Bild gemalt worden ist, um das Jahr 1690, der Geschmack des Chevalier Bernin, der dem der Carraccio's in Italien gefolgt war, sich des Geistes der Künstler in Frankreich bemächtigt hatte.

Was die beiden Bilder, das eine von Raour, Telemach, wie er der Calypso seine Abenteuer erzählt, und das andre von La Fosse, die Verheirathung der Jungfrau, betrifft, so gehören sie eben so wie das große Bild von A. Coypel, der Gattung von Gemälden an, die man zur Ehre der französischen Schule lieber anderswo sehen möchte als im Louvre.

Man sieht hier noch eine Dame in Schwarz, ein sehr kleines Genrebild vom Chevalier Favray, das einzige Werk dieses Künstlers, das mir bekannt ist; die Verheirathung der Jungfrau, eine andere Composition von A. Vanloo, sehr zart colorirt; und endlich eine Art büßende Magdalene in der Büste, deren niedliche Füße freilich unbeschuht sind, deren Kopf aber sauber gepudert ist, daher dieß Phantasiestück wohl ein verstecktes Portrait von Mad. von Parabere sein dürfte. Dies letzte kleine galante Meisterwerk, welches die Erscheinung von Venetier abnen läßt, ist von Nattier und läßt ziemlich deutlich den unter Blumen verborgenen Abhang erkennen, der die Schule in ihr Verderben stürzte.

In diesem Saal herrscht eine kleine chronologische Unordnung, welcher leicht abzuhelfen wäre. Nattier versetzt uns in die Minderjährigkeit Ludwigs XV., und doch ist nicht weit ab von seinem schmucken Gremien ein Gemälde des im Jahre 1693 verstorbenen Bildhauers Puget placirt worden. In dieser Composition, die ein Concert darstellt, sind sonder Zweifel Portraits aufgenommen worden, die streng im Costum von Ludwig XIII. in der größten Manxperiode dieses Königs gekleidet gehen, was die Ausführung dieses Bildes in die Zeit von ungefähr 1670 versetzt. Welche Bewandniß es auch mit dem verkehrten Blage haben mag, den man diesem Gemälde gegeben hat, liefert dasselbe doch den Beweis, daß der berühmte Bildhauer, wie viel weniger seine Hand auch den Pinsel zu führen gewohnt war, er ihn doch seinem Willen unterthan zu machen verstanden hat. Alles daran ist einfach, natürlich, wahr, und man betrachtet das Werk mit Aufmerksamkeit und Lust, weil seine Ausführung und Farbenauftrag nicht blenden. Möglich, daß wenn Puget als Bildhauer ein wenig von dieser Unerfahrenheit gehabt hätte, die feinsüblenden Be-

urtheiler ihn nicht den Jouvenet seines Faches genannt haben würden.

Vierter Saal. Hier wird der Abhang noch abschüssiger und beginnt sich entschieden der Verfall zu zeigen. Das einzige ernste Gemälde ist von Subleiras (1699—1749). Es ist eine große Composition der Magdalena, wie sie die Füße von Jesus Christus salbt, eine Nachahmung der Werke von Carlo Maratte und Pietro de Cortona, an welcher es sich deutlich zeigt, auf wie Weniges sich die Geschicklichkeit der Hand, wie außerordentlich dieselbe auch sein möge, reducirt, wenn deren Inhaber nichts im Geiste, noch im Herzen hat.

Aber, wie es immer geht, wird, wenn eine Schule dem Pinjel zu viel Raum und Willen läßt, die Malerei im hohen Styl vernachlässigt und statt ihrer zu der des Genre gegriffen. Und was steht man in der That um das Bild von Subleiras her? Die ländlichen Feste von J. B. Potter, eines schwachen Nachahmers von Watteau; analoge Compositionen von B. Debarb, eines Nachahmers von Potter, und ein Paar manirirte Pastorale von J. Boucher (1704—1770), die gewaltig rosig, gewaltig bläulich und sehr steif sind, unfern welcher sich ein Paar Landschaften befinden, die, wie uns gesagt worden ist, von Lactara sind.

Das Hauptwerk dieses Saales aber ist G. Vanloo's Mahl nach der Jagd (1704—1765); es ist selbst zwiefach merkwürdig, weil es mit großem Talent erdacht und ausgeführt ist, und als der getreueste Ausdruck der geistigen Stimmung angesehen werden kann, in welcher sich die damalige hohe Gesellschaft befand. Dies Gemälde G. Vanloo's hat wegen der darin herrschenden Wahrheit noch das Verdienst, daß dadurch das Falsche und Manirirte in den Werken seines Zeitgenossen Boucher um so mehr in die Augen fällt. Endlich ist Carl Vanloo, wie es schon gesagt werden muß, seit Bouffin's Tode der einzige französische Maler gewesen, dem es in den Sinn gekommen ist, sich bei den großen Meistern Italiens Rath zu erholen, statt, wie so viele andere, einem Maratte, Cortona und Bernin nachzutreten. Er studirte selbst die Werke des Alterthums, schuf sich eine eigene Manier, umfassend und groß; er zog immer die Natur zu Rathe, gab sie häufig glücklich wieder, sowohl in seinen ernstern Compositionen, wie in seinen leichtern, wie sein Mahl nach der Jagd. Wenn man die Werke dieses Künstlers sorgfältig studirt, entdeckt man darin selbst den Keim der Revolution, welche Wien in der Kunst begonnen hat und die von L. David so eifrig fortgesetzt worden ist.

Fünfter Saal. Joseph Vernet (1714—1789) dessen Seehäfen Frankreichs man gesammelt hat, gehört zu den Glorien unserer Schule. Aber die Landschaft ist ein besonderer Zweig der Kunst, dessen

Entwicklung wir nicht verfolgen können, ohne dem Zusammenhange der Bemerkungen zu schaden, die wir uns für heute vorgesetzt haben; so wollen wir denn bloß erwähnen, daß der Vernet'sche Saal zu denen gehört, an welchen das Publikum und die Künstler am meisten Gefallen finden.

Sechster Saal. Dieser ist den Thiermalern vorbehalten, unter welchen sich insbesondere J. B. Desportes und nach diesem Dudry, der geistreiche Autor der Vignetten, welche die Folioausgabe von La Fontaine zieren, auszeichnen.

Siebenter Saal. Hier sieht man wieder ein Paar Werke austauschen, die allerdings nicht zu den besten von Boucher gehören, die aber den Moment des gänzlichen Verfalls der französischen Schule jener Zeit feststellen. Es sind wieder zwei der ewigen theatralischen Schäferscenen. In diesem Saale befindet sich aber auch ein ziemlich großes Gemälde aufgestellt, unter welchem der Name des Autors nicht angegeben ist. Sollte es von J. Boucher sein? Ich weiß es nicht; es würde ihm aber jedenfalls zur Ehre gereichen, denn ich glaube nicht daß die Geziertheit und Ausgelassenheit des Pinjels je glanzvoller und selbst talentvoller producirt worden ist. Inmitten der Composition auf Wolken sitzend und sich nachlässig an Amor lehrend, befehlt Venus, von den Grazien assistirt, dem Gott Mars, der ein ziemlich verlegenes Gesicht macht, ihr die Waffen herauszugeben. Das ist das Sujet des Bildes. Denjenigen, die in der Literatur besser bewandert sind als in den Künsten, sage ich, daß diese mythologische Scene von dem Maler in dem Geschmacke Grebillon's des Sohnes und Dorat's behandelt ist. Was die Künstler betrifft, so möchte ich sie aufmerksam machen, insbesondere die Figur der Venus in Augenschein zu nehmen deren Elasticität und Fülle des Fleisches mit einer solchen Geschicklichkeit und einem solchen Raffinement des Pinjels ausgedrückt sind, daß dies Bild, ohne gerade anstößig zu sein, fast erröthen macht.

In solch einen Zustand der Erniedrigung war die Kunst verfallen. Aber in einiger Entfernung von diesen Boucher'schen Gemälden befinden sich die von J. M. Vien (1716—1809): sein schlafender Eremit, sehr gut gemalt, aber noch mit einem Anstrich des alten academischen Geschmacks; dann ein Dädalus und Icarus, aus welchem schon ein gewisser Duft des Alterthums athmet, und endlich ein heiliger Bischof, der, so wie auch sein Acolyte, in den Knien liegt und aus der Hand eines Engels eine weiße Krone empfängt, ein Bild voller Wahrheit und Größe, wobei man an die Werke Giorgion's denkt, welchen Vien, besser als seine Zeitgenossen berathen, bereits, wie ich ihn habe sagen hören, den Vorzug vor jenen von Maratte und Bernin gab.

Man soll niemand von denen vergessen, die, wie geringe auch das von ihnen behandelte Genre gewesen ist, zu einer Zeit, wo die Kunst so verfälscht war, wahrhaft gewesen sind, und das Ihrige dazu beizutragen haben, die Wahrheit wieder zu Ehren zu bringen. Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir hier Chardies erwähnen (1698—1779), der mit so vielem Naturell vertrauliche Scenen gemalt hat, von welchen Bildern in diesem Saale neben denen Vien's placirt sind.

Achter Saal. Hier befinden wir uns inmitten einer Art von Chaos, das gänzlich zu entwirren uns heute nicht möglich sein wird; doch wollen wir dieses mit einigen der verworrenen Elemente versuchen. Es finden sich in diesem Saale beisammen: Corresus und Calliron von Fragonard dem Vater; der zerbrochene Krug, das bäuerische Brautpaar, der väterliche Flug, der verlorne Sohn, und ein prächtiges Portrait von Greuze; Ruinen von Robert; Christus im Grabe von Regnaud, dem Haupte der Schule, welche mit der Schule von L. David rivalisirt; ein schönes Portrait Paisiello's von Mad. Le. Brun, und endlich das dem Aesculap und der Dido gebrachte Opfer von P. F. Guerin. Wir wollen zuvörderst den Corresus von Fragonard und die Ruinen von Robert, deren Success nur das Ergebnis der Launen der Mode war, mit Stillschweigen übergehen, und die Untersuchung der Erzeugnisse von Regnaud und von P. F. Guerin auf eine andere und passende Zeit aussetzen.

Wenn man Greuze's Werke, so wie den Christus von Regnaud und den Paisiello von Mad. Le Brun mit all den Gemälden vergleicht, deren wir schon erwähnt haben, so ist es augenfällig, daß die Principien der Kunst, der Geschmack, ja selbst die pittoreske Ausführung, kurz Alles bereits eine bedeutende Veränderung erfahren hatte. Diese Umwälzung, von Vien geahnt und von dessen Schüler L. David vervollständigt, gährte schon in Jedermanns Geiste. Vergebens würde man unter den Erzeugnissen der Maler, von Jouvenet an bis zu Boucher, nach irgend einem Bilde suchen, wo man das Natürliche fände, das z. B. in der schon erwähnten Bauernbraut und dem schönen Portraite von Greuze glänzt. Das Portrait Paisiello's von Mad. Le Brun steht unstreitig denen von Mignaud, Largilliere und Toque in Hinsicht auf Tüchtigkeit der Pinselführung nach; aber welche eine Wiederkehr zum Geschmack und zur Vernunft in Betreff der Wahrheit und Einfachheit des Ausdrucks, der Einfachheit der Bekleidung und den Neben dingen! Oder wäre es Nichts, mit einem Male alle diese prahlerischen Acteurs- oder Schäfer-Mienen beseitigt zu haben, die den Portraits gegeben wurden, so wie die lächerliche Mode von Draperien, die flatternd sein sollten, die aber steif waren wie Eisen-

blech, wie man es an sämtlichen Portraits des übrigens geschickten Mignaud sieht? Und die hässlichen, aber wahrhaften und dramatischen Scenen Greuze's, die in die Stelle der imaginären Welten eines Watteau, Lancret und Boucher getreten sind, sind sie nicht als ein glückliches Streben, den falschen Pfad zu verlassen und den rechten zu betreten anzusehen?

Aber wir werden ehestens auf diese wichtige Krisis zurückkommen, und es einstweilen hiebei bewenden lassen. Wir haben nun noch den neunten Saal und den der sieben Kamine in Augenschein zu nehmen. Dort werden wir die Werke L. Davids und seiner Schüler im Gegensatz mit dem Schiffbruch der Medusa, welches das erste Streben der Reaktion gegen diese Schule war, vorfinden.

Fränkische Skizzen.

Von
Ludwig Nebau.

1.

Würzburg.

Phylognomie der Stadt. Die Würzburger. Geselliges Leben.

Die Würzburger Glöckli
Hab'n a wunderschön's Gläut,
Und die Würzburger Mädli
Sind kreuzbrave Leut.
(Volklied.)

Wer nur einmal in thauiger Frühe von einem der Hügel, von denen die freundliche Frankenstadt Würzburg umgeben ist, herabgewandert ins heitre Mainthal, wird gewiß gern der ersten Hälfte der obenangeführten Liederstrophe beistimmen. Wie ein andächtiges Morgenlied klingen die zahlreichen Glockenstimmen ineinander, und bald steigt eine Thurmspitze nach der andern aus dem Nebel empor und die liebe Stadt mit ihren Gärten und Alleen, mit ihren rauschenden Ströme, in den die Weste Marienberg gar stolz herniederschaut liegt vor dem Auge des überraschten Beschauers. Die Röhre gleiten munter hinab auf den Bogen und die grünen Nebenhügel prangen mit der Hoffnung des Winzers, und drüben die Kapelle auf dem Hügel mit Thürmen und Kuppel, und mainauf — mainab lustige Dörfer, dort drüben zwischen Nebengeländer, ein einsamer Nest der Vorzeit, der Thurm des zerfallenen Schenkenschlosses, — fürwahr eine liebliche Landschaft! Und die Sage, die unsichtbare, singende Jungfrau auf den Trümmern der Vorzeit hat auch

hier dem lauschenden Hirten, dem fröhlichen Winzer manches Lied in alter Zeit gesungen, das nun von Mund zu Munde geht. Da wohnt nun drunten in dem reizend gelegenen Werthheim ein gar lieber Mann, Herr Alexander Kaufmann geheissen, der hat neben einem Büchlein voll herrlicher Lieder und lustiger Geschichten von trinkenden Mönchen und turnirenden Rittern noch ein andres Büchlein herausgegeben, das er „Mainfagen“ betitelt und worin wir so viele liebe Geschichten aus der alten Zeit in Reim und Spruch beisammen finden, daß wir Franken wohl sagen dürfen, da bei uns am Main blüht auch die dunkle Zauberblume der Romantik, wenn nicht so reich und duftig wie drunten am „grüngoldnen“ Rhein, so doch schön genug, um werth zu sein, daß man einen Strauß davon bindet. Vielleicht daß ich Dir, freundlicher Leser, bald ein oder das andere Blümlein davon zwischen die Blätter der „Abendzeitung“ lege! Doch nun wieder zurück nach unserem Würzburg! — Wer sich in ihm eine stolze, palästerreiche, mit schnurgerad langweiligen Straßen prangende Stadt vorstellt, wird sich freilich getäuscht finden, wenn er durch eines der sechs alterthümlichen Thore hereingeschritten, durch meist krumme, unscheinbare Straßen, auf denen hübsche freundliche Häuser hie und da sogar mit Baracken abwechseln, dahingewandelt, hie und da an einem stolzen, altherwürdigen Gotteshaus vorüber, bald über den großen Hofplatz mit den prächtigen ehemaligen Residenzschloße der Fürstbischöfe von Würzburg, bald durch eine schattige Allee kam, nirgends ein 4—5 Stock hoher Saal von einem Hause, nirgends ein betretter Portier! nirgends ein Gasthof mit französischer Inschrift auf der großen Tafel! Kurz, lieber Wand'rer wir befinden uns in einer uralten Bischofsstadt, wo nach dem bekannten Spruch: unter'm Krummstab ist gut wohnen,“ der beste bürgerliche Wohlstand herrscht, anstatt des neuatheniensischen Geschmacks an peristilischen Bauten, wo die herzlichste Gemüthlichkeit, die heiterste Genussfreudigkeit eines munteren Winzervolkes gegen die fleiselinene Salonmäßigkeit und „theegesellschaftliche“ Geistreichheit Norddeutschlands ganz entschiedne Fronte macht. Aber glaube ja nicht, der Franke wisse nicht auch die Freuden „der guten Gesellschaft“ zu schätzen, — auch er hat seine Soirées musicales“ „sein Thés dansants so gut, als der Norddeutsche, aber mit den Schönen seines Traces ist ihm nicht auch zugleich die heitere Laune abgezwaht, seine ungenirte Lustigkeit wagt sich gerne über die steife Kravatte nebst Watermörder hinaus, ohne daß ein Fräulein von so oder so über Verletzung des guten Tones sich zu beklagen brauchte. Und wenn er erst Frack und Glacé-Handschuhe aus- und seinen Ueberrock angezogen hat und hinter dem Schenkenstische sich gütlich thut, kann man keinen wohl-

thuenderen Anblick haben, als einen so recht herzhaft kneipenden Würzburger, sei's Philister oder Bursche! — Man muß freilich sagen, daß in neuerer Zeit der Hang zum Genuße gefelliger Freuden über Gebühr gewachsen, und daß besonders der wohlhabende Mittelstand in Pracht und Aufwand mehr als billig ist, den höheren Ständen nachzuahmen strebt, — mit anderen Worten, es fehlt nicht an Leuten, die lieber ein vom Großvater ererbtes werthvolles Schaustück weniger im Kasten und dafür einen lustig verlebten Tag mehr im Gedächtniskalender haben! Warum ist aber auch die Umgebung Würzburgs gar so reizend und zu munteren Ausflügen einladend? Rings um die Stadt die herrlichen Anlagen, wo überall ein freundlicher Wirthschaftsgarten mit froher Musik den Müden und Durstigen einladet. Da ist das kaffeeberühmte Smoleezk, die Numühle mit ihrem Tanzplatz, der Platz'sche Garten, der Frühlingsgarten, der Gutte'sche Garten, Talavera, Schießplatz, der „letzte Hieb“ mit überraschend schöner Aussicht auf Stadt und Umgebung; mainaufwärts das Städtchen Heidigsfeld und das Dorf Landesacker mit seinem vortrefflichen Weine, mainabwärts das reizend gelegene Zell mit seinem nun in eine Maschinenfabrik verwandelten Kloster, weiter hinab Weitschöheim mit einem Schlosse und herrlichen Garten, dessen Grotten und Laubgänge mit Springquellen und Bassins für die munteren Würzburger ein Lieblingsaufenthalt sind! — Wer kann da seine Sonntage hinter der Postille oder in der Vesper vertrauern!

Was die zweite Hälfte der obenangeführten Liederstrophe betrifft so bedarf das Wort „kreuzbrav“ einer genaueren Erklärung. — Ein Gemisch von heiterer Lebensfreudigkeit und andächtiger Beschaulichkeit, von südlicher Glut der Empfindung und nordischem Ernste charakterisirt die Frauen Würzburgs sowohl, als Frankens überhaupt. Meist üppige Gestalten mit dunklen Augen und Haaren, selten die minnige Klarheit der blauen Augen und goldgelben Haare, fast nie ein geradezu häßliches Gesicht, kurz, die Frauen Würzburgs sind reizend schön! Wer sollte es glauben, daß das herrliche Weib, das dort im Betstuhle andächtig „hingegossen“ kniet, dieselbe Schöne ist, die gestern durch die hell erleuchteten Räume des Harmoniesaales im Arme eines blühenden Musensohnes dahinflog auf dem Bogen der Musik? — Gewiß ahnt sie Nichts davon, wie wunderschön demselben Musensohne, der sich „durch Zufall“ in die Kirche verirrt, diese Inanbacht hingegossenheit vorkommt! Fürwahr, diese Frauen verstehen es, den geraden Weg aus dem Tanzsaal in's Gotteshaus, aus dem Arme des Geliebten in den düsteren Schooß des Betstuhles zu finden, sie wissen ihre Lippen eben so gut zum Beten, als zum Küssen zu gebrauchen, — und das ist es,

was sie so reizend macht. Sollte eine oder die andere schöne Würzburger Leserin dem Schreiber dieser Zeilen nach seinem seligen Ende die Ehre eines Frauenlob zugebracht haben, so bemerke ich hier bei, daß ich auf jede Weinverschwendung auf meinem Grabe gerne verzichte, und mich lieber schon bei meinem Leben mit einem Stückfaß Stein- oder Leistenweines anstatt des Johannisbergers abfinden lassen würde!

Das gesellschaftliche Leben ist in jeder Hinsicht ein bewegtes. Von den höchsten Ständen bis hinab zum nur einigermaßen bemittelten Bürger hat die Lust an geselligen Freuden sich ihre Tempel gebaut, und mancher derselben ist werth, auch in weiteren Kreisen beachtet zu werden. Die höheren Stände haben ihren Sammelplatz in der „Harmonie,“ einer Gesellschaft die vermöge der Geldmittel, die ihr zu Gebote stehen, es dahin gebracht hat, daß man sie kühn den ersten Gesellschaften dieser Art an die Seite stellen kann. Ein geräumiges Haus schließt alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten in sich, die nur immer einer, der die Genüsse der Bildung und Geselligkeit anstrebt, sich wünschen kann. Während das Erdgeschos für die Restauration, der zweite Stock für Spiel und Tanz große freundliche Räumlichkeiten darbietet, (der sehr schöne Tanzsaal ist erst neuerdings restaurirt worden, ohne jedoch, wie früher, durch sonderlich geschmackvolle Decoration gehoben worden zu sein) — so findet man im Lesezimmer und in der Bibliothek des oberen Stockes eine Sammlung von Zeitschriften, sowohl deutschen als französischen und englischen, wie schwerlich irgend eine Stadt eine ähnliche aufzuweisen hat. Kein Theil von Literatur, Kunst und Wissenschaft ist denkbar, der hier nicht durch die gelesesten Organe vertreten wäre, alle politischen Blätter von nur einiger Bedeutung, theologische, philosophische, kritische, literarische, medicinische — kurz alle nur beachtenswerthen Zeitschriften liegen hier vor, und wer sich dafür interessirte, könnte hier leicht den Stoff finden für eine Geschichte der Journalistik der letzten drei Jahrzehnte. Die Harmonie giebt im Winter mehrere prächtige Bälle, die eben sowohl durch Glanz als auch durch die heitere Gemüthlichkeit, durch Eleganz und musterhafte Ordnung sich auszeichnen. Die Gesellschaft scheut keine Opfer durch Gewinnung ausgezeichneter Kräfte jährlich 3—4 glänzende Concerte zu veranstalten, und im Sommer durch musikalische Gartenunterhaltungen die Erschlaffung des geselligen Geistes zu verhüten.

Eine andere Gesellschaft der Art sind „die Wittelsbacher“ zum großen Theile aus Offizieren bestehend. Durch Bälle und im Sommer durch Landpartien bietet auch diese den Mitgliedern reichen Genuß. —

Die bürgerliche Welt concentrirt sich in dem

„geselligen Vereine“ und mehreren anderen Gesellschaften, die hier nicht selten durch großen Aufwand sich hervorzu thun suchen. Die heitere Musik hat mehrere heitere Vereine gegründet, die durch Uebungen im Männergesang, durch öffentliche Productionen zu geselligen, sowie zu wohlthätigen Zwecken zur Hebung des geselligen Lebens beitragen. An der Spitze derselben steht die „Würzburger Liedertafel,“ dirigirt von dem trefflichen Musikdirektor Fr. Brand. Ich brauche nur an das erste deutsche Gesangsfest in Würzburg in den ersten Tagen des August 1845 zu erinnern, um manches Lesers Herz mit der fröhlichsten Erinnerung an diese herrlichen Tage zu erfüllen, wo deutscher Drang und deutscher Sang um tausend selige Männerherzen ein unzertrennliches Band gewunden. Durch Vorführung größerer Compositionen als „Antigone,“ „Athalia,“ „Lobgesang“ von Mendelssohn, bei welchen gewöhnlich viele holde Würzburgerinnen fleißig und wacker mitwirken, hat sich diese Gesellschaft viele Verdienste erworben. Auch der „Sängerkranz“ an seiner Spitze der weitbekannte Komponist für Männergesang, B. E. Becker, dessen „Kirchlein“ durch den Kölner Männergesangverein“ sogar bis nach London gebracht wurde, gab bis jetzt mehrere recht gelungene Productionen, und wird, da erst vor 2 Jahren gebildet, bald mehr von sich hören machen. Ich kann unmöglich den Leser länger mit noch weiteren Schilderungen von Gesang — und Tanzunterhaltungen behelligen, und bitte ihn nur, mit mir nächstens einen kurzen Gang durch die Hallen der Würzburger Wissenschaft, Literatur und Kunst zu machen, bis ich dann die Freude haben kann, mit ihm auf flüchtigen Dampf ein Fahrt mainabwärts zu machen, die ihn für die bisherige Langeweile, hoff' ich, reichlich entschädigen soll. Auch in manches stille Thal unseres Frankenlandes werde ich ihn noch führen, — und bis dahin ein herzliches Lebewohl!

Hans Christian Andersen.

Es ist eine alte Erfahrung, daß da, wo der Genius seine Weihe gesprochen, Fortuna blind oder auch kopfschüttelnd vorübergeht, und nach manchem Jahre mühevollen Ringens erst eingeholt sein will. Die Beispiele, daß die großen Geister aller Nationen und Zeiten den Hütten entstiegen, sind so zahlreich und oft wiederholt, als der gegentheilige Fall selten ist. Der tröstliche Schluß jedoch, den man daraus ziehen sollte, wird ein wenig durch die Beobachtung verkümmert, wie viel weiter oft Begünstigung und Zufall als ernstes Wollen und Können fördern. Es ist aber nur scheinbar gleichgültig, auf welche Weise ein Talent ans Licht gehoben wird und das

Motto der Söhne Royalaß darf man hier so wenig anwenden als nur irgendwo.

Eine solche Betrachtung muß die Einleitung bilden zu allem was über einen europäisch berühmten Dichter des Dänenlandes, Hans Christian Andersen, je gesagt und geschrieben werden kann.

„Andersen“ spricht sein Landsmann, der Dichter Hauch, von ihm „hat den schweren Kampf so schmerzlich gefühlt, worin die Laokoonschlange die emporstrebenden Hände pressen, er ist genöthigt gewesen, aus dem wermuthgefüllten Becher zu trinken, welchen die gleichgültige und übermüthige Welt so oft demjenigen reicht, der sich in einer unterdrückten Lage befindet.“ — Andersen ist aber trotzdem einer von denen, die statt der Skepsis den Glauben an Schicksal und Menschheit predigen, er versichert uns, es sei eine Lust zu leben und nennt die Kette von Streben, Mühsal, Kränkung, Anerkennung und Ehrenbezeugungen, die er im „Märchen meines Lebens“ vor uns slicht, ein hübsches Märchen, reich und glücklich. „Wäre mir als Knabe, als ich arm und allein in die Welt hinaus ging, eine mächtige Fee begegnet und hätte gesagt: wähle deine Laufbahn und dein Ziel, und dann, je nach deiner Geistesentwicklung und wie es der Vernunft gemäß in dieser Welt sein muß, beschütze und führe ich dich! — mein Schicksal hätte nicht glücklicher, klüger und besser geleitet werden können.“

Der, welcher einen solchen Ausruf thut, fordert uns gleichsam selbst auf, das hübsche, reiche und glückliche Märchen näher zu betrachten, anzuschauen, was das Resultat eines solchen Lebens gewesen.

H. C. Andersen ist im Jahre 1805 zu Odense auf Bühnen geboren. — Der Sohn eines Schuhmachers, — der zeitlebens an einer poetischen Sehnsucht nach Höherem und Besseren krankte, der es nicht vergessen konnte, daß er einst einige Aussicht gehabt, die lateinische Schule zu besuchen, der bei rationalistischer Grübeleien zu dem Schlusse gelangt: „Christus ist ein Mensch gewesen wie wir,“ der vom Ruhme Napoleons erfüllt hinzieht und sich bei den Soldaten anwerben läßt, um an der welterfüllenden gloire des Franzosenkaisers womöglich Antheil zu nehmen, innerlich geknickt, gebrochen, unbefriedigt heimkehrt und so stirbt, — konnte der ein andres als ein träumerisches Kind sein, das mit Puppen spielt, und dem die Komödie als Inbegriff aller und jeder Herrlichkeit erscheint?

Ein paar Familien ergögen sich an dem seltsamen Knaben, wie man sich eben an etwas ungewöhnlichem ergötzt, seine Spielkameraden verlachten und verhöhnten ihn und die wiederverheiratete Mutter folgert daraus, daß ihr Sohn sich viel mit bunten Lappen und Flickwerk abgiebt, die Befähigung zum Schneider. Der Sinn des zehnjährigen Knaben steht aber nach Kopenhagen, und als eine alte

Kartenschlägerin aus Kaffeefah zukünftiges Glück prophezeit hat, läßt die Mutter ihn ziehen. Mit einer Summe von dreizehn Reichsbankthalern und dem Empfehlungsbrief des Buchdruckers von Odense an die Solotänzerin Madame Schall in Kopenhagen, reiste er ab. Sein kleiner Geldvorrath schmolz bald zusammen, die Priesterin Terpsichores hielt ihn für wahnsinnig, der Theaterdirektor, an den er sich in seiner Noth wandte, erklärte ihm ernst, daß nur Menschen von Bildung engagirt würden. Andersen wollte nun zu einem Tischler in die Lehre treten, hier vertrieb ihn die Rohheit der Gesellen. Im Begriff nach Hause zurückzukehren, gelangte er zu einem Gesanglehrer, dem Italiener Siboni, der ihm versprach, seine Stimme auszubilden. Der Componist Weyse und der Dichter Baggesen sammelten eine Collette für ihn — schon nach einem halben Jahre wurden neue Unterstützungen nöthig, da durch schlechte Fußbekleidung einen Winter über die Stimme so verdorben war, daß Siboni ehrlichmeinend rieth, ein Handwerk zu ergreifen. Nun sind es nacheinander der Dichter Guldberg, der Schauspieler Lindgren, der Dichter Rahbek und einige Damen, die sich des einsam in der großen Stadt Umhergetriebenen annahmen. Im Scherz nannte man andrerorts den oft Verzweifelnden den kleinen Deklamator, ergötzte sich an dem Possierlichen seines Auftretens und dabei hatte es sein Bewenden. Die Chor- und Tanzschule des königlichen Theaters (in die er aufgenommen worden war) entließ ihn mit dem frommen Wunsche, daß seine vielen Gönner und Freunde ihn studiren lassen möchten, da ohne Ausbildung es nichts helfe, ein Talent zu besitzen. Bei alle dem dichtete Andersen fort und fort Trauerspiele (die er mit Monologen von Dehleschläger in aller Naivität ausschmückte) und überlieferte sie der Regie des königlichen Theaters. Dem Conferenzrath Collin gelang es, ihm endlich die Mittel zu verschaffen, auf den gelehrten Schulen zu Slagelse und Helsingör, die zur Universität nöthige Bildung zu erlangen.

Als Student veröffentlichte Andersen bald seine: „Fußreise nach Amack,“ ein humoristisch seinsollendes Buch, in dem der Einfluß Hoffmanns ganz unverkennbar waltet. Gleichzeitig führte das königliche Theater seine Blüthe: „Die Liebe auf dem Nicolai-thurm oder was sagt das Barterre,“ auf. Ein Band „Gedichte“ folgte der Fußreise in kurzem, er wurde mit Beifall aufgenommen. „Das Leben lag sonnenbestrahlt vor mir“ sagt Andersen am Schlusse dieser Periode seines Daseins, und wer hätte es in seinem Falle nicht gesagt?

Es zeigten sich indessen bald genug alle jene Hindernisse, Hemmnisse, Schwierigkeiten und Lähmungen aller Art, die der junge Dichter und Künstler nur zu oft und zu schwer empfinden muß. Andersen's ganzer Bildungs- und Entwicklungsgang

mag freilich eine Anzahl von Schrullen erzeugt haben, das Bewußtsein seines innern Werthes mag er freilich manchmal in einer Weise ausgesprochen haben, die die Alltagsblödsichtigkeit für Arroganz zu erklären, geneigt sein konnte. Daß man aber dem Dichter ein paar grammatikalische und orthographische Fehler, ein paar Unbedeutendheiten zu Verbreehen machte, Dinge die man dem ersten, besten, um wie viel mehr also einem vielversprechenden Talente vergeben müßte, daß man derartige Pedanterie und Kleinlichkeitskrämerei als Urtheil proclamirte und ein gelungenes Werk nach dem andern verwarf, das liefert den Beweis, daß die dänische Kritik von Böswilligkeit, Principienreiterei und allen Geistern der Negation so gut geleitet wird, wie die deutsche. Andersens nächste Werke: „Schattenbilder“ (Skizzen auf seinem ersten Ausfluge nach Deutschland entstanden) ein Band Gedichte: „Des Jahres zwölf Monate“ betitelt, wurden verworfen, seine „Vignetten zu dänischen Dichtern“ gar nicht beachtet.

Inzwischen erhielt der junge Dichter doch ein Reisestipendium und ging nach Paris, der Schweiz und Italien. Von Paris aus sandte er sein Gedicht: „Agnete und der Meeremann“ nach Kopenhagen, und in Rom traf ihn die Nachricht von dem abermaligen Nichterfolge der Arbeit.

Nach der Heimkehr schrieb er den Roman: „Der Improvisator.“ „Selbst meine besten Freunde waren nahe daran, mich als Dichter aufzugeben, man hatte sich in meinem Talente geirrt. Mit vieler Mühe fand ich einen Verleger für das Buch, ich erhielt ein kümmerliches Honorar, und der „Improvisator“ erschien, wurde gelesen, vergriffen und wieder aufgelegt. Die Kritik schwieg, die Blätter sagten nichts, aber rings umher hörte ich, daß Interesse für mein Buch und Freude über dasselbe herrsche.“

Tout comme chez nous! Auf diesem Wege und in solcher Weise mußten und müssen sich unsre poetischen Kräfte durcharbeiten und so brauchen noch nicht einmal die Sorgen des materiellen Lebens hinzukommen, um es erklärlich zu machen, wie verhältnißmäßig wenig vollkommen reife Werke geschaffen werden. Indes Andersens fand — und daran fehlt es uns auch noch nicht — ein paar ehrenwerthe unbefangene Beurtheiler in der Journalistik. Die Dichter Karl Bagger und Hauch anerkannten ihn, auch deutsche und schwedische Recensionen machten auf den Werth des Improvisators aufmerk-

sam. Rasch folgten demselben die Romane: „D. J.“ und „Nur ein Geiger.“

(Schluß folgt.)

Bücherschau.

Aus der Lausitz. Neuere Gedichte von Eduard Kauffert. Bautzen. Selbstverlag.

„Längst erwacht die Brunnen flüstern
Wassersäulen leisen Tastes,
Silberfäden singen, klingen,
In der Brust des Kataraktes.“

Schauernd hebt das rothe Mädchen,
Hebt die Rose still ihr Köpfschen,
Streifend aus dem Aug' des Thaues
Spät geweinte Perlentropfschen.

Und die Nachtigall im Lenzbusch
Nach dem Springquell und der Rose,
Schluchzt vergrämt noch einmal ihres
Süßen Lieds Apotheose.

Und mein Lieb, das lilienweiße,
Lauschend dort am Wasserbecken,
Preßt an's Herz ihr schneelig Händchen
Wie mit seligem Erschrecken.“

Nicht besser wußte ich diese Kritik einzuleiten als mit einem, aus der vorliegenden Sammlung, ohne zu sorgfältige Wahl herausgegriffenem Gedicht, welches in seiner sinnigen Lieblichkeit für die des ganzen Buches bürgen mag.

Eduard Kauffert ist ein rein lyrisches Talent wie wenige, darum gelingen ihm auch rein lyrische Gedichte, diese Ausströmungen eines reichen und weichen Gemüthes am Schönsten und er ist minder glücklich, wenn er andere Tonarten einschlingen will. Das vorliegende Büchlein ist seiner Heimat gewidmet und beginnt mit einem „Gruß an die Lausitz“ als Prolog. Dann zerfällt es in die Abtheilungen: Liebe; Aus der Lausitz; Sonette; Düstere Weisen; Refrainlieder; Geschichtliches; Tutti frutti.

Die erste Abtheilung „Liebe“ enthält die vorzüglichsten Lieder. Es sind lauter zarte duftige Weisen, von denen wir vielen einen Componisten wünschten. Letzteres gilt auch von mancher andern Gabe. Es ist eine Spende ächter Lyrik die wir hier empfangen und wenn sie auch die alten Themen Liebe und Lenz und Natur zumeist besingt, so geschieht es doch in der anspruchslosen und immer neu ergötzenden Weise der Lerche, deren Gesänge zu lauschen wir auch nicht müde werden.

L. D.

Fenilleton.

Beitſchwingen.

Aus Leipzig. Nach langer Repertoirdürre und Aermlichkeit, nach Birchpfeiffereien und Pfiffigkeitsopern, nach Bluetten und Fadaiſen endlich einmal wieder die Kunſt im Kunſtempel und auf den Brettern! Nach troſtloſen Sandſteppen endlich einmal wieder eine grüne Oaſe friſchen und tüchtigen Strebens! Daß die Empfindungen mit denen wir am Abend des achtzehnten Mai die erſte Aufführung von „Johannes Rathenow, ein Bürgermeiſter von Berlin,“ Trauerspiel in fünf Aufzügen von Robert Giſeke begrühten. Für nächſte Zeit muß es uns vorbehalten bleiben, eine ausführliche Würdigung dieſes Dramaſ, ſowie Scenen aus demſelben zu bringen, für jetzt genüge es, die durch Darſtellung beſtätigte Ueberzeugung auszusprechen: daß Giſeke in ſeinem „Rathenow“ ein bühnengerechtes, bedeutames Werk geſchaffen. Daß, wo in einem dramatiſchen Erſtlingswerke ſo viele Abrundung und Kraft der Charakteriſtik zu finden, ein günſtiges Prognostiſikon nicht am unrecchten Plage ſein durfte. Der hieſigen Darſtellung werden wir nach einer zweiten Aufführung gedenken, den Preis der erſten trugen die Herren Rudolph (Joh. Rathenow,) Pauli (Joel Baruch) und Fr. Liebich (Elſbeth) davon. Zu erwarten iſt, daß die folgenden Vorſtellungen des Dramaſ von dem Publikum mit demjenigen Beifall aufgenommen werden, der einem Werke dieſer Art in jeder Beziehung gebührt.

Aus Magdeburg. Mit dem Frühlinge zugleich entwickelt ſich hier ein Leben und Treiben voll wahrhafter Kunſtsinnigkeit. Die Winterſaiſon des Theaters ſchließt mit der glänzenden Erſcheinung des Tenoriſten Tichaiſchek — die Winterconcerte enden mit würdigen Aufführungen in den Kirchen. Am Palmſonntage hörten wir den erſten Theil der Bachſchen Paſſion, von den Vereinen der Herrn Mitter und Nebling, durchſchnittlich ſehr gut ausgeführt. Beſonders beachtungswerth wurden die Choräle, die Altparthie, die Arie: „Ich will bei meinem Jeſu wachen“ — und der Chor: „Sind Blige, ſind Donner in Wolken verſchwunden“ — vorgetragen. Das meiſterhafte Orgelſpiel des Muſikdirektor Mitter hob die Aufführung bedeutend. An die Genüſſe, welche uns die Tonkunſt darbot, reiht ſich die bildende Kunſt mit ihren Werken. Die Gemäldeausſtellung hat begonnen. Es gehört zum guten Ton ſie zu beſuchen, es gehört aber auch zum Bedürfniſſe vieler, ſich an den Schöpfungen genialer Zeitgenoffen zu erheben. Uns Magdeburgern fehlt jede Gelegenheit im Orte ſelbſt den guten Geſchmack zu bilden — wir haben keine permanente Bilder-

gallerie. Um ſo lebhafter fühlen wir uns angeregt, wenn die Säle erdffnet werden, wo unſer ein Genuß wartet, den wir nur von zwei Jahren zu zwei Jahren zu erlangen hoffen dürfen. Ob die Zeit mit ihrem von fernher dröhnenden Kriegsgeschrei auch drückend auf dieſe Unternehmungen fallen wird, müſſen wir abwarten, aber es iſt bei dem herrſchenden Geiſte der hieſigen Bevölkerung zu fürchten.

Ein Wort über die Künſtlernovellen von Eliſe Polko. Es läßt ſich nicht verkennen, ſchreibt man uns, daß Eliſe Polko ſich ein Feld ihrer ſchöpferiſchen Thätigkeit erwählt hat, dem ſie durch eine gewiſſe Sachkenntniß vollkommen gewachſen iſt. Ihr Enthuſiaſmus für Alles, was der muſikalischen Sphäre angehört, leuchtet aus ihren Productionen hell hervor und verſcheucht den Argwohn einer Geiſtescoquetterie. Allein ſie verfehlt den Weg um gleiche Gefühle in den Herzen der Leſer zu erregen. Es macht einen trüben Eindruck, daß ſie ſich zu ſüchtlich bemüht dem Leben und Wirken und Schaffen der Meiſter der Tonkunſt, einen ſentimentalen Grundſtoff unterzulegen und ſtets einen trübseligen Schatten über die Künſtlerſeelen ſtreifen zu laſſen. Sie ſucht nach lamentablen Zuſammenfügungen und führt zu gewaltſam eine weinerliche Idealifirung herbei. Manches Bild längſt geſchiedener Komponiſten und Virtuoſen ſteht friſch, fröhlich und muthig vor uns — Frau Eliſe Polko weiß aber geſchickt einen ſaulen Fleck in allen Künſtlerleben aufzufinden, wo ſie, wie eine Leichenfrau, ſchwarze Säрге mit zartem duftig weißen Auspuß, behängen kann. Ein bekannter und bedeutender Muſiker meinte neulich: „Der Himmel möge jeden Muſikanten vor der Feder dieſer Dame bewahren — es iſt lauter Jammer und Glend, was ſie aus ihrer Pandorabüchſe ſchüttelt. Jedes Adagio ſcheint nach ihrer Meinung aus einem gebrochenen Herzen zu fließen und doch entſtehen gerade die ſchmelzendſten und hinreißenſten, die ſehnsuchthatmendſten und trauerverrathendſten Adagio's in der allerglücklichſten Stimmung!“ — Wir wüncchten wohl, daß Frau Eliſe Polko dieſe offenherzige Geſtändniß berückſichtigte. Uns ſcheint für die Jünger und Meiſter der Tonkunſt das beſte Motto und das paſſenſte Epitaphium „Lied, Liebe und Wein!“

Neue Jahrbücher für Kunſt und Wiſſenſchaft. Von den bemerkbares Aufſehen erregenden, Wigand'schen neuen „Jahrbüchern für Kunſt und Wiſſenſchaft“ iſt ſoeben das zweite Heft ausgegeben worden. Daſſelbe enthält unter anderm eine ſcharfe Beleuchtung: „Deuſcher Schwindel“ (Amaranth, Jenny-Lindſchwindel); einen ausführlichen trefflichen Bericht über die eben beendigte muſikalische Saiſon in Leipzig; einen Aufſatz über „Deuſche Dorfge-

schichten;" eine längere Würdigung und Empfehlung des Franz Brendel'schen Buches: „Die Musik der Gegenwart und die Gesamtkunst der Zukunft.“ Die im ersten Hefte begonnenen, vorzüglichen staatswissenschaftlichen Artikel werden fortgesetzt. — Von den polemischen Artikeln des ersten Hefes nennen wir: „Herr Oskar und Schön Gänseblümlein“ und „Herr Julian Schmidt, der Kritiker und Literaturhistoriker“ von G. F. Daumer. Die neue Zeitschrift verspricht epochemachend zu werden.

Neue literarische Erscheinungen. Arnold Schloenbach veröffentlicht in den nächsten Wochen seine Dichtungen „Natur und Menschenthum“ und sein Trauerspiel „Der letzte König von Thüringen“ im Buchhandel. Wir haben mehrfach Gelegenheit gefunden, beider Werke empfehlend zu gedenken. — Im Verlag von Chr. E. Kollmann in Leipzig erscheint ein Band „Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Criminalisten“ von unserm trefflichen Ernst Frige. Unsere Leser sind mit der gewandten und anziehenden Form schon vertraut, in welcher der Novellist seine durchaus neuen und bisher vollkommen unbenutzten Stoffe zu behandeln weiß. Das größte Publikum hat ein ähnliches Werk des Verfassers: „Bernhard Hartung“ (bei Bänisch in Magdeburg in zwei Auflagen) beifällig aufgenommen.

Hector Berlioz in Dresden. Hector Berlioz wird in nächster Zeit in einigen Concerten im Hoftheater zu Dresden seine Werke zur Auführung bringen. Natürlich ist man sehr gespannt auf die Erfolge des genialen Componisten in der Elbresidenz.

Vermischtes.

Getrocknete Gemüse. Die Versuche, welche zuerst in Frankreich gemacht wurden, um die wichtigsten Gemüse durch austrocknendes Zusammenpressen für längere Aufbewahrung geeignet zu machen, haben in neuester Zeit bekanntlich auch in Deutschland Nachahmung gefunden, und da die Urtheile über dieselben bisher so günstig waren, daß die französische Verwaltung sich veranlaßt fand, eine Quantität solcher Gemüse probeweise zur Verproviantirung der Marine zu bestellen, so hatte man es in Preußen für angemessen gefunden, die Frage in Erwägung zu ziehen, inwieweit Produkte der genannten Art zur Verpflegung der Marine und

Landtruppen empfehlenswerth seien. Das Landesökonomiecollegium hat daraus Veranlassung genommen, die Eigenschaften der ausgetrockneten Gemüse, wie sie von Schollet u. Comp. zu Paris bereitet werden, einer genauen Prüfung zu unterwerfen, und dem Berichte, welchen das Collegium über diesen interessanten Gegenstand an das Ministerium für landwirthschaftliche Angelegenheiten erstattet hat, entnehmen wir folgende Angaben. Die zu kleinen Täfelchen zusammengepreßten Gemüse zeigen im Ganzen ein gutes Ansehen und keine erhebliche Veränderung der natürlichen Farben. Der Geruch ist wenig merklich, der natürliche Geschmack der Gemüse tritt erst dann hervor, wenn sie längere Zeit im Munde verweilt haben. Wenn diese Gemüse mit kaltem Wasser auf das Feuer gesetzt und langsam zum Kochen gebracht werden, so schwillt die Masse bedeutend auf, so daß etwa eine drei Loth schwere Tafel $\frac{1}{2}$ Quart von der Consistenz eines frisch bereiteten Gemüses liefert. Durch Zubereitung mit Butter und Salz erhält die Speise einen dem frischen Gemüse nicht unähnlichen Geschmack. Diese Resultate sind allerdings prächtig. Andererseits aber wird die Verwendung dieser Produkte dadurch sehr erheblich erschwert, daß mindestens ein vierstündiges Kochen erforderlich ist, um sie erträglich weich zu machen. Noch wichtiger aber ist, daß eine Tafel, deren Preis, je nach der Art des Gemüses, 4 bis 8 Sgr. beträgt, nach dem Gutachten des Landesökonomiecollegiums höchstens für einen Mann zu reichend sein und immer nur als Füllspeise dienen würde. Darnach würde diese Dauerspeise, selbst wenn der Preis derselben durch Vervollkommnung der Fabrikation erheblich vermindert würde, für die oben angegebenen Zwecke jedenfalls viel zu kostspielig sein.

Briefkasten.

Herrn J. Sch. in Dresden. Wir bedauern von Ihrer gütigen Einsendung nebst Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können. — Herrn E. R. in Würzburg. Besten Dank. Ich bitte nur um regelmäßige Fortsetzung. — Herrn F. Gr. in Cottbus. Eingegangen. Ihr Wunsch in Bezug auf die Send. wird erfüllt. — Fel. E. D. in Meissen. Sie erhalten demnächst Nachricht von mir. — Die Einsender von lyrischen Gedichten werden darauf aufmerksam gemacht, Abschrift zurückzubehalten, da eine Rücksendung von unserer Seite nicht erfolgen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Hinz. — Druck und Verlag von Friedrich Rückmann.

In Commission von Bruno Hinz in Leipzig.